

(Nachdruck verboten.)

83]

Sultana.

Ein arabisches Frauenschicksal von Emil Nasrussen.

18.

Es traf sich so, daß Abdallah verreisen mußte, um seine Gärten in Kozör und Nefsa, in den Oasen zwischen den großen Salzseen zu besichtigen. Er lud Nur ein, an der Tour teilzunehmen und stellte ihm ein Kamel zur Verfügung, da er auf einem Pferde nicht zu sitzen vermochte. Und Nur willigte ein. Warum sollte er sich das Glück versagen, das Märchenland Bled el Djerid, das Land der Dattelpalmen, mit eigenen Augen zu sehen!

Des Abends, nachdem sie fortgeritten waren, lag Sultana auf der Terrasse, in bitter süße Träume versunken.

Der junge Saied ben Bu-Kris stand drüben in einem Garten und sang aus ganzer Seele.

Sie hörte kaum, was er sang.

Dagegen prägte sich Mabruka unten im Hofe jedes Wort ins Gedächtnis.

Abends kamen die vier Alten aus der Zävia und schliefen nachts im Hause. Abdallah wollte es so.

Am nächsten Morgen erhielt Sultana den Besuch eines Beduinenweibes, das die Nachricht von einem Unglück brachte. Zina hatte sich nachts in den Brunnen gestürzt und war ertrunken.

Zina war ein junges Weib von dreizehn Sommern, das seit einem Jahr mit einem Grammes Abdallahs verheiratet war.

Ein solcher Grammes war just kein Krösus. Von der Bodenparzelle, die er pachtete und bebaut, fiel ihm ein Fünftel des Ertrages zu — die anderen vier Fünftel gehörten Abdallah, der sie bloß einzufassieren hatte. Darum hieß der Mann Grammes oder Fünftelpächter.

Ein solcher Pächter war überdies kein freier Mann. Die Pacht wurde von einem Darlehen eingeleitet, das es ihm ermöglichte, sich ein Weib und einen Esel zu kaufen. Bis dieses Darlehen zurückgezahlt war — und bei den Einkünften, die er hatte, wuchs die Schuld von Jahr zu Jahr —, war er an seine Scholle gebunden.

Er und sein Esel und sein junges Weib sahen, kurz gesagt, böse Tage. Alle drei mußten in der badenden Sonne roboten. Die beiden letzteren bekamen überdies Prügel.

Sultana kannte Zina gut. Sie war mehrmals zu ihr gekommen, um um Hilfe zu bitten und sich in eines Menschen Gesellschaft auszuweinen. Sie hatte ihr erzählt, daß sie einmal nach Hause gelaufen war. Aber ihr Vater, der es nicht besser hatte, brachte sie zurück. Damals hatte ihr Mann sie beinahe totgeprügelt, und damit gab sie es auf, diesen Ausweg nochmals zu versuchen.

Sultana hatte sie jedesmal mit Trost und Geschenken heimgeschickt, aber beides war nach einigen Tagen wieder verbraucht.

Nun hatte sie also mit sich und der Welt abgeschlossen. Alle rechtshaffenen Menschen fanden es abscheulich von ihr, daß sie Allah derart ihr Leben gestohlen habe.

Die Beduinerin fand dies jedoch nicht. Auch Mabruka nicht. Und Sultana ebenso wenig.

Im Laufe des Tages kam ihr Mann, verzweifelt über den Verlust an Arbeitskraft, den er erlitten und bat in Abd el Kaders Namen um eine kleine Unterstützung.

Er erfuhr eine so üble Aufnahme, daß er nahe daran war, zu glauben, ein böser Geist sei in Sultana gefahren.

In den dazwischenliegenden Stunden hatte Mabruka nichts anderes getan, als von dem Selbstmord gesprochen. Er erweckte Erinnerungen an ihre eigene früheste Jugend, und sie sprach sich in eine steigende Hitze hinein, während sie sich in ihrer Phantasie all die Qualen, all die Ratlosigkeit ausmalte, die die arme kleine Verlassene hatte durchkämpfen müssen, bis sie den Brunnen aufsuchte als den letzten, einzigen Zufluchtsort vor der rohen Wut des Mannes.

Sie riß Sultana mit sich. Ihre Herzen begegneten sich in einem flammenden Haß gegen den Beduinen. Und als er frech genug war, ihr Mitleid anzurufen, ja sogar Tränen

vergoß um das arme Kind, das er selbst in den Tod getrieben hatte, da ließ sie ihn durch Mabruka in den Hof rufen, um all ihre Galle über sein Haupt zu ergießen. Hinter einem Vorhange stehend, sprach sie mit zitternder Stimme zu ihm:

„Steh nicht da und weine über das Weib, das Du selbst getötet hast! Möge Allah und Abd el Kaders Fluch Dich treffen! Möge Allah Dich am Tage des Gerichts in die siebente Hölle stoßen! Denn Du bist ein Hund, ein schmutziges Tier und kein Mensch!“

Ein anderer Trost war an diesem Tage in Abdallahs Hause nicht zu holen.

Mabruka verbreitete mit innerer Freude, was ihre Herrin gesagt hatte und fügte manch kräftiges Wort aus eigener Inspiration hinzu.

Es durchlief die Stadt, daß die Frau des Marabu einen Beduinen verflucht habe, weil sein Weib sich ertränkt hatte.

All die alten Turbane schaukelteten; die Weiber aber standen offen oder heimlich auf Sultanas Seite.

In der nächsten Woche kehrten die beiden Reisenden heim. Abdallahs Begegnung mit Sultana war stürmisch, als habe er sich sehr nach ihr gesehnt. Er preßte sie so heftig an sich, daß sie ihn bitten mußte, behutsamer zu sein.

„Du kennst Deine eigene Kraft nicht, Sidi!“ Mehrere Stunden genoß er unter vier Augen mit seiner Gattin das Glück des Wiedersehens.

Danach fand sie ihn kalt und fremd, als sei sie ihm im Wege.

Es war dies eine Veränderung, die sie in letzter Zeit häufig in seinem Auftreten beobachtet hatte. Zu Beginn ihrer Ehe war er immer gleich gewesen: zärtlich, ritterlich und rücksichtsvoll. Jetzt wechselte er von leidenschaftlicher Hitze zu einer beinahe feindlichen Gleichgültigkeit, und beide Stimmungen waren fast gleich peinlich.

Als er abends von der Moschee heimkam, wo er die Geschichte von dem Beduinen erfahren hatte, war er aufgebracht und ließ Sultana grobe Worte hören.

Unglücklicherweise fand sie ihre Aufführung richtig und begann sich zu rechtfertigen.

Abdallah stutzte zuerst. Wie, wollte sie einen Selbstmord verteidigen? Wagte sie Allahs Fluch über einen Beduinen herabzubeschwören, der nichts verbrochen hatte?

Allmählich wurde er jedoch allen Ernstes zornig und gebrauchte absichtlich Worte, die sie verletzen mußten.

Da stieg Sultana das Blut zu Kopfe, so daß es dunkel vor ihren Augen wurde.

„Du bist Marabu, aber Du bietest Deinen Pächtern Bedingungen, die sie zwingen, ihre Weiber zu mißbrauchen.“

Abdallah stand auf und legte Hand an Sultana. Sie bekam viele Schläge. Doch war sie so erregt, daß sie sie im Augenblick kaum fühlte.

Es war das erste Mal, daß dergleichen geschehen war.

Nur ging es sehr zu Herzen, daß seine kleine Schwester Prügel bekommen sollte. Er hörte die ganze Szene, ließ sich aber nichts merken und mischte sich nicht darein.

19.

Auf seiner Reise nach dem Süden hatte Nur einen überwältigenden Eindruck von dem Reichtum und der Macht seines Schwagers erhalten.

Er hatte unten in den Oasen große Gärten gesehen, wo die Erde nicht bloß das volle Jahr hindurch Ernte um Ernte zeitigte, sondern gleichzeitig gleichsam in drei Etagen Früchte trug. Unten stand der Erdboden dicht bewachsen mit allerlei Kräutern und Gemüse. Ein Wald von Obstbäumen, Weinranken und Sträuchern beschattete ihn. Zu oberst aber bildeten die Kronen der schlanken Dattelpalmen ein grünes und lustiges Zelt. Durch ein Netz von Kanälen konnten die Gärten von reichlichen Wasserströmen überrieselt werden, so daß die heiße Luft darin von Wasserdampf gesättigt war wie in einem maurischen Bade.

Welche Reichtümer schossen nicht aus solch einem Erdreich auf! Und außer allem, was Abdallah persönlich besaß, gab es große Domänen, deren Einkünfte der Zävia zuflossen.

Überdies fiel es Nur auf, daß Abdallahs hohe Gestalt, wohin sie auch kamen, gefannt und mit einer Ehrfurcht be-

grüßt wurde, die man einem Könige erweist. Wäre der Resident in eigener Person durch das Land gereist, man hätte ihn nicht mit größeren Ehren empfangen können.

Jeden Abend pflegte er mit ganzen kleinen Ortsgruppen lange Unterhandlungen, zu denen Nur keinen Zutritt erhielt. Im Gegenteil, er fühlte sich als den Gegenstand einer allmählich recht beklemmend wirkenden, mißtrauischen Kälte, die, wie er wohl merkte, Abdallahs unablässigen Anspielungen auf seine Freundschaft mit den Franzosen zuzuschreiben war. Es war nämlich ganz unverkennbar, daß diese hier noch geringere Sympathien genossen als in Tunis.

Im großen ganzen war Nur nicht weit von dem Glauben entfernt, daß in diesen Gegenden Abdallahs Name eine größere Macht bedeute als selbst der Frankreichs.

Und das imponierte ihm. —

An dem letzten Abend, den Nur in Gassa verbrachte, gab das Thema Frankreich Anlaß zu einem kleinen Zusammenstoß zwischen den beiden Schwägern.

Sie saßen nach der Abendmahlzeit beim Kaffee, und auch Sultana war zugegen, als Abdallah plötzlich fragte:

„Was gedenkst Du eigentlich zu werden, Nur?“

„Zu werden?“

Die Wahrheit zu sagen, hatte die Frage, was er werden solle, Nur niemals beunruhigt.

„Caïd!“ sagte er mit einer vergeblichen Anstrengung, die angeborene natürliche Würde des Schwagers anzunehmen. Abdallah brach in ein respektloses Lachen aus.

„So, Du willst also eine Provinz regieren?“

(Fortsetzung folgt.)

Eine gute Partie.

Von J. Brod - Wien.

„Folgen's mir und gengens zum Schiedsgericht, die Herren werden so net abweisen.“ So redete der Tagelöhner Johann Zwirnbacher der Hilfsarbeiterin Fanny Huber eindringlich zu. „So brauchen's ihna im Gerichtshof nur zagen“, versicherte er, „und So haben Ihna Renten in dr Taschen. I' laß mir den Hals abschneiden, wenn's net wahr is.“

Fanny Huber war 30 Jahre alt, machte aber den Eindruck einer fünfzigjährigen Person. Als sie beide Eltern kurz nacheinander verloren hatte, war sie erst 14 Jahre alt; beide starben an der Lungenschwindsucht. Zuerst war die Mutter gestorben und einige Monate später der Vater. Seit 16 Jahren war die Fanny auf sich selbst angewiesen; sie arbeitete in verschiedenen Fabriken als Hilfsarbeiterin und verdiente kaum so viel, daß sie ihren Hunger stillen und das Bettgeld zahlen konnte. Zuletzt arbeitete sie in einer Glühlampenfabrik, wo sie damit beschäftigt war, die Glühlampen auszuspähen und vom Magazin in den Arbeitsaal zu tragen. Fanny war bei ihrer Tante in der Wilhelmstraße in Reidling draußen zu Bett. In der Wilhelmstraße gibt es noch viele alte Häuser mit schmalen Höfen, wo die Not und der Hunger keine seltenen Gäste sind. Die Wohnung der Tante bestand aus einer schmalen Kammer und einer kleinen Küche, die in einen langen Gang mündete. Der Onkel war Flickschuster. Den ganzen Tag, oft bis tief in die Nacht hinein, saß er auf seinem „Stoder“ beim kleinen Arbeitstisch vor dem Fenster, das in den Hof ging und reparierte alte Schuhe von allen armen Nachbarnleuten. Stets hatte der Onkel einen Haufen alter Schuhe um sich herumliegen. Der Arbeitstisch war mit allerlei Werkzeug und Behelfen voll.

Statt bei fremden Leuten, wohnte die Fanny bei ihrer Tante und zahlte wöchentlich 1 Krone 50 Heller Bettgeld. Außer ihr, wohnten noch 2 Bettgeher bei der Tante, so daß die Kammer und Küche mit Bettstellen fast zur Gänze gefüllt waren.

Zwirnbacher pflegte, wenn er keine Arbeit hatte, was bei ihm, dem Bauhilfsarbeiter keine Seltenheit war, den Flickschuster, seinen Landsmann, zu besuchen. Beide stammten aus einem Dorfe des Waldviertels.

Fanny stand neben ihrem Bett und frisierte sich, was sie oft zu tun pflegte, wenn ihr die Zeit so lang wurde. Sie war mit einem alten zerrissenen Unteroak bekleidet. Die Brust war entblößt, ebenso die von blauen Adern durchzogenen Arme. Der Busen war verwest. Fanny kühlte sich durch die Anwesenheit Zwirnbachers nicht im geringsten geniert; sie fuhr fort, ihr Haar mit einem alten Kamm zu kämmen und hatte gar kein Bedürfnis, ihre Körperblößen zu verhüllen. Sie hatte nichts zu verbergen und Zwirnbacher war auch nicht neugierig; er wußte, daß bei der Fanny nichts als ein Häuflein Elend zu sehen war. Woher sollte sie auch üppige Formen und fleischige runde Arme haben, etwa von dem Kaffee, wenn man die Mischung von Bichorie und gewässertem Milch, womit Fanny gleich ihrer Tante sich näherte, so nennen darf? Während Fanny sich frisierte, konnte man sehen, daß ihr der Daumen der rechten Hand fehlte und daß auch der Zeigefinger nicht intakt war. Vom Daumen war nur ein Stumpf

übrig. Der Anblick der verunstalteten Hand hatte Zwirnbacher veranlaßt, in die Fanny zu dringen, sie möchte doch endlich zum Schiedsgericht gehen und eine Rente beanspruchen. Daß die Arbeiterunfallversicherungsanstalt einen Unfall nicht anerkennen wollte, wäre noch kein Grund, das Schiedsgericht in Ruß zu lassen. Schon viele wären von der Anstalt abgewiesen worden, denen das Schiedsgericht dann eine Rente bewilligt habe. Man müßte nur den Mut haben und hingehen. — Wiederholt schon hatte er der Fanny so zugeredet, aber sie konnte sich nicht dazu entschließen; sie wollte mit den Gerichten nichts zu tun haben. Heute aber mußte sie ihm versprechen, daß sie zum Schiedsgericht gehen wird. Zwirnbacher gab ihr Weisung bezüglich der Formalitäten, die einzuhalten sind. Er kannte sich in diesen Dingen gut aus, zumal da er selbst schon beim Schiedsgericht zu tun hatte, als ihm die Arbeiterunfallversicherungsanstalt eine Rente, die er für einen vor Jahren auf einem Bau erlittenen Unfall bezog, kürzen wollte. Er begleitete die Fanny zu dem Rechtsanwalt, der seinerzeit auch seine Klage vertreten hatte und erzählte ihm, so gut er es konnte, den Fall. Der Rechtsanwalt, ein älterer Herr, war sehr freundlich; er ließ sich von der Fanny den Bescheid der Arbeiterunfallversicherungsanstalt geben und versprach ihr, die Klage zu überreichen und beim Schiedsgericht zu vertreten. Die Fanny mußte auch die Namen von zwei Arbeitskolleginnen angeben, die Zeugen des Unfalles waren. Nach einigen Wochen erhielt sie eine Einladung, an einem bestimmten Tage beim Schiedsgericht zu erscheinen.

Das Schiedsgericht, bestehend aus fünf Richtern, einem Schriftführer, einem Vertreter der Arbeiterunfallversicherungsanstalt, einem Rechtsanwalt als Vertreter der Klage und einem Arzt als Sachverständigen, war beisammen. Acht Klagen waren schon erledigt worden, die Fanny war die neunte in der Reihe der Kläger. Die Schiedsrichter — ein gelehrter Richter als Vorsitzender, zwei von der Regierung ernannte technische Beamte und je ein von den Unternehmern und von den Arbeitern gewählter Beisitzer — schauten ein wenig ermüdet aus; einer von ihnen schien sich sogar zu langweilen und machte zuweilen den Eindruck, als würde er schlummern. Wenn man stundenlang nichts anderes hört, als Klagen wegen einer gekürzten oder entzogenen Rente und nichts anderes nicht, als verstümmelte Hände, abgekappte Finger, gebrochene Arme und Beine, so wird man mit der Zeit gegen derlei Bilder abgestumpft und gleichgültig. Als aber die Fanny den Verhandlungsaal betrat und auf die Frage des Vorsitzenden, eines älteren Herrn mit großer Gläse und strenger Miene, nach ihrem Namen den Mund aufstul, um zu antworten, änderte sich das Bild sehr rasch; die Fanny zog die Aufmerksamkeit der Schiedsrichter sofort auf sich. Die Art, wie sie auftrat, wie sie sprach und wie sie die Schiedsrichter anschaute, machte auf alle Eindruck; sie erschien so merkwürdig und so ganz anders als die meisten Arbeiterinnen, die vor dem Schiedsgericht zu erscheinen pflegen. Vielleicht war es die ungelängteste Gleichgültigkeit, mit der sie sich gab und das unverkennbare Elend, in dem sie lebte, die diesen Eindruck hervorriefen. Das Elend pflegte sonst abzustößen, hier erweckte es Teilnahme. Es war ein strenger Wintertag; ein eisiger Wind segte durch die Straßen und wirbelte den Staub auf. Jeder, der nur halbwegs in der Lage war, suchte durch warme Kleidung sich vor der Kälte zu schützen; die Fanny hatte zum Schutze gegen die Kälte nur eine dünne Sommerschuh und einen alten schmutzigen Havelock an, der eher für einen Mann als für eine Frauensperson paßte. Ihr Anblick war blutleer und fahl, der Blick ihrer blauen Augen verschwommen, ihre Körperhaltung nachlässig und nach der einen Seite herübergebeugt und ihre Stimme klang weinerlich und so dumm, wie die eines zehnjährigen Mädchens. Im Kontrast zu ihrer Erscheinung stand die Frisur Fannys, die geradezu tadellos war.

Der Vorsitzende verlas die Klage, woraus zu entnehmen war, daß die Arbeiterunfallversicherungsanstalt die Zuerkennung einer Rente deswegen abgelehnt hatte, weil nicht feststand, daß die Amputation des Daumens infolge eines Unfalles bei der Arbeit in einer Fabrik notwendig geworden sei. Demgegenüber behauptete die Klage, daß die Fanny sich beim Öffnen einer Kiste einen Nagel in den rechten Daumen gerannt hätte. Am zweiten Tage wäre dieser Daumen ganz schwarz geworden, so daß der Arzt das Endglied amputieren mußte. Später sei der restliche Teil des Daumens auch abgenommen worden. Der Vorsitzende sagte jetzt zur Fanny, sie möchte dem Schiedsgericht die Hand zeigen. Fanny schlug den rechten Schoß des Havelocks mit dem Ellenbogen zurück und hielt die Hand hin. Die Herren vom Schiedsgericht betrachteten die Hand eine Weile und sagten nichts; einer schaute den anderen an, als wollte er fragen: Wie gefällt Dir das? Die Herren haben verstümmelte Hände genug schon gesehen, aber die Hand der Fanny mit dem amputierten Daumen war doch ganz anders. Es kommt eben darauf an, wem eine solche verstümmelte Hand gehört, wie diese Person einem die Hand hinhält. Der Daumen fehlte zur Gänze, der Stumpf war gerötet, der Zeigefinger abgekappt und der Handrücken mit mehreren Brandwunden bedeckt.

„Ja, woher haben Sie das alles?“ fragte der Vorsitzende, der sich bemühte, den strengen Ton beizubehalten. „I' was net“, antwortete die Fanny gleichgültig, als würde es sich um die Hand einer anderen Person handeln und wollte sich wieder setzen, als sie der Sachverständige zu sich rief, um dem Schiedsgericht zu

zeigen, daß die Fanny kein Gefühl in der Hand habe. Er suchte das medizinisch zu erklären, woraus der Laie nur so viel entnehmen konnte, daß die Hautnerven tot wären und daß die Klägerin eine durch und durch kranke Person wäre, die dem Tode geweiht sei. Der Sachverständige wollte jetzt wissen, wie der Unfall sich ereignet habe; aber er hatte leicht fragen. Die Antworten der Fanny ließen an Klarheit alles zu wünschen übrig. Daß der Daumen amputiert war, konnte nicht geleugnet werden, ebensowenig die Ablappung des Zeigefingers. Durch zwei Arbeitskolleginnen der Fanny wurde auch bestätigt, daß diese sich beim Öffnen der Kiste einen Nagel in den Daumen gejagt hatte. Ob der Daumen noch an jenem Tage intakt oder schon ganz oder nur zur Hälfte abgenommen war, konnte nicht festgestellt werden. Man mochte fragen so viel man wollte, es war nichts Klares aus der Fanny herauszubringen. Mit ihrer weinerlichen Kinderstimme gab sie verdrehte Antworten, so daß es der Vorsitzende aufgeben mußte, weitere Fragen an sie zu stellen. Alle schwiegen. Der sonst so bereite Anstaltsvertreter hatte nichts zu sagen, augenscheinlich fehlte ihm der Mut, den stereotypen Antrag auf „Abweisung des Klagebegehrens“ zu stellen. Der Rechtsanwalt, als Vertreter der Klage, schwieg ebenfalls; er war überzeugt, daß die Klägerin mit ihrem verschwommenen Blick und fahlen Antlitz und schönen Frisur mehr sagte, als man in einem Klaidoyer jemals sagen kann. Der ärztliche Sachverständige, um etwas zu sagen, schätzte die Einbuße an Erwerbsfähigkeit bei der Fanny mit 30 Prozent ein. Jetzt handelte es sich darum, zu erfahren, wie viel die Fanny verdiente, um dementsprechend die Rente einzuschätzen. Aber auch das konnte bei den ungewissen und schwankenden Angaben der Fanny nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Das Schiedsgericht nahm deshalb einen Jahresverdienst an, den Arbeiterinnen von der Art der Fanny beiläufig zu erzielen pflegen, nämlich 500 Kronen und bewilligte ihr eine 2prozentige Rente, indem es eine Einbuße an Erwerbsfähigkeit von 40 Prozent annahm. Die Rente betrug monatlich 10 Kronen.

Als der Vorsitzende, der sein Mitleid mit der Fanny kaum verbergen konnte, das Erkenntnis des Schiedsgerichtes verkündete, atmeten alle Anwesenden erleichtert auf, als wäre ihnen ein Stein vom Herzen gefallen; die Sachlage war gar nicht so günstig für die Fanny, zumal da sie nicht angeben konnte, wo und wann ihr der Unfall passiert war. Das Schiedsgericht war froh, endlich von dem Banne des Glendebildes, das die Fanny, dieses dreißigjährige Kind bot, befreit zu sein. Als sie vernahm, daß sie monatlich zehn Kronen bekommen hat, flog ein Freudenschimmer über ihr blaßes Antlitz. Sie bedankte sich beim Schiedsgericht mit einem „Küh“ die Hand“ und verließ mit erhobenem Haupte gleich einer Siegerin triumphierend den Verhandlungssaal.

„Hab' i's Jhna net g'sagt, hab' i's Jhna net g'sagt?“ fragte selbstbewußt und mit der Zufriedenheit eines Advokaten, der einen Prozeß gewonnen hat, Zwirnbacher, als er am Tage nach dieser Verhandlung wieder beim Fildschuster zu Besuch weilte. — „Mit so aner Hand krieg'n S' in der ganzen Welt i'hna Rentn“, versicherte er. „Und was werd'n S' jetzt'n mit dem vielen Geld anfangen“, fragte er schelmisch die Fanny. Diese fand es nicht der Mühe wert, darauf zu antworten.

Als die Fanny die erste Rente zugeschiedt erhielt und außerdem die Nachzahlung der Rente für 8 Monate, denn so lange Zeit war vergangen, seit der Arzt das Heilverfahren als abgeschlossen erklärt hatte, kaufte sie beim Selcher ein „Schuntenban“ und beim Wirt 2 Liter Bier, um den glücklichen Ausgang des Prozesses zu feiern. Es war ein vergnügter Abend beim Fildschuster, an dem selbstverständlich auch Zwirnbacher teilnahm. Denn daß die Fanny jetzt „zehn Kronen jeden Monat einstecken tut“, war ja eigentlich nur ihm zu verdanken. Er war auch nicht wenig stolz auf den Sieg der Fanny. Durch ein vieljagendes Augenzwinkern gab er ihr nach einem Schluck Bier zu verstehen, daß er nicht abgeneigt wäre, mit ihr anzubandeln. Jetzt, da die Fanny zehn Kronen Monatsrente hatte, war sie keine schlechte Partier mehr.

(Nachdruck verboten.)

Ameisengäste.

Von C. Schenling.

Die Ameisen mit ihrem geschäftigen Treiben haben seit je das Interesse der Menschen erregt. Bereits bei den alten griechischen und römischen Schriftstellern, so bei Aristoteles, Plinius und anderen finden wir mehr oder minder wertvolle Bemerkungen über das Leben dieser überaus regsamten Hautflügler. Erst einer viel späteren Zeit blieb es vorbehalten, jene Wesen kennen zu lernen, die in dem geordneten Staat der Ameisen als Fremdlinge leben, zum Teil geehrt und geliebt, zum Teil verfolgt und verachtet. Die ersten Gelehrten, welche diese merkwürdigen Beziehungen dieser Tiere zu einander näher untersuchten, waren Franz Huber und sein Sohn Jean Pierre (1800). Sie hatten bei ihrem Studium der Kleintierwelt wiederholt Gelegenheit zu beobachten, wie die Ameisen sich gewissermaßen „Mischlinge“ in Gestalt von Blattläusen hielten, deren zuckerhaltige Ausscheidungen sie mit großer Gier leckten. Im Laufe der Jahre lernte man eine außerordentlich stattliche Reihe von Kerfen und anderen Tieren

kennen, die es sich in Ameisenbauten wohl sein lassen. Man faßt sie zusammen unter den Namen „Ameisenfreunde“ und „Ameisengäste“. Hunderte von Arten derselben verteilen sich allein auf die verschiedenen Insektenordnungen. Die Zahl erhöht sich von Jahr zu Jahr und wächst, je mehr man den tropischen Ameisenarten und ihren Wohnungen Interesse schenkt. Durch die fleißigen Untersuchungen über die Lebensweise der Ameisen wurde es möglich, jene Gäste und ihr Verhältnis zu den Wirten näher kennen zu lernen. Neuere Forschungen darüber stellten Forel, Basmann und Emery an.

Man kann die Ameisengäste in zwei Gruppen sondern. Zur ersten gehören diejenigen Tiere, welche von den Ameisen sichtbar gepflegt und gleich der eigenen Brut behandelt werden und ohne die Ameisen überhaupt nicht existieren könnten. Vertreter dieser Gruppe sind u. a. die drei europäischen Käfergattungen Claviger, Ateomes und Lomechusa. Zur zweiten Gruppe rechnet man die Tiere, welche zwar die Gesellschaft der Ameisen suchen, aber auch an anderen Orten ihr Fortkommen finden, in einzelnen Fällen sogar von den Ameisen verfolgt werden; man bezeichnet sie als „unechte Ameisengäste“. Zu ihnen gehören die Larven verschiedener Käfer, welche in Ameisenestern ihre Entwicklung durchmachen, wie z. B. die des bekannten metallischgrünen Koienskäfers, ferner die bereits erwähnten schon von den beiden Huber beobachteten Blattläuse, die von den Ameisen als Gefangene gehalten werden, endlich eine große Zahl von Käfern, die hauptsächlich der Gruppe der langen, schmalen langgeflügelten Raubkäfer angehören. Für diesmal wollen wir uns nur mit den echten Ameisengästen beschäftigen, den Käfergattungen Claviger, Ateomes und Lomechusa. Der Leser wolle aber entschuldigen, wenn wir ihm hier mit lateinischen Namen aufwarten. Diesen drei Gruppen ergeht es aber wie einer großen Anzahl ihrer Käferbrüder — sie haben keinen deutschen Namen, sondern sind nur auf lateinisch getauft, sowohl bezüglich ihres Gattungsnamens als auch ihres Artnamens. Man könnte ihnen nachträglich ja noch einen deutschen Namen verschaffen, doch hat ein solcher post festum gegebener Name immer den fatalen Beigeschmack eines Spitznamens. Fügen wir uns also ins Unabänderliche und nennen die Tierchen bei ihren rechtmäßigen Namen, zumal dieselben gar nicht so übel klingen.

Von der Gattung Claviger, d. i. Keulenkäfer, kommen in Deutschland zwei Arten vor, von welchen der Keulenkäfer der häufigere ist. Dieses winzige Käferlein hat eine höchst sonderbare Gestalt, die zu erkennen uns nur mit einem guten Vergrößerungsglas möglich ist, denn das Tierchen ist nicht länger als zwei Millimeter. Der glänzende, sich nach hinten allmählich verbreiternde Leib wird nur teilweise von den zusammengewachsenen Flügeldecken bedeckt. Unterseits erkennt man die Arme, aus denen der Körper zusammengesetzt ist; oberseits liegt unmittelbar vor den Flügeldecken ein Gräbchen, das diese Spezies von den Gattungsgenossen unterscheidet. Am Kopfe fallen die keulenartig verdickten Fühler auf, nach welchen man der Gattung den deutschen Namen Keulenkäfer gegeben hat. Die Augen fehlen, würden bei dem unterirdischen Leben des Tierchens ja doch zwecklos sein. Das letzte Glied der kurzen, ungelenteten Beine trägt eine Klaue.

Der Käfer lebt in den Nestern der gelben Ameise (*Lasius flavus*), die man an trockenen Hügeln und Berglehnen, namentlich aber an Wald- und Feldrändern unter flachen Steinen findet. Er wird von den Ameisen als Angehöriger des eigenen Stammes betrachtet und bewegt sich unangefochten und unbelästigt in den Gängen des Baues, während die Bürgerinnen selbst ihren Geschäften nachgehen. Begegnet sich der Gast und eine Ameise, so bleiben beide stehen und streicheln sich in zärtlichster Weise gegenseitig Kopf und Rücken. Da die Käfer höchst langsame Gesellen sind, nehmen sich die hurtigen Gastgeberinnen in der Zeit der Not ihrer Liebedoll an, so z. B. wenn man eine solche Ameisenkolonie bloßlegt. In derselben Weise wie die Ameise die Puppenkolons — nicht Eier, wie allgemein fälschlicherweise gesagt wird — erfassen, um sie in Sicherheit zu bringen, schleppen sie auch die Keulenkäfer fort, als wäre es ihnen um deren Wohl ebenso zu tun, wie um das der eigenen Nachkommenschaft. Die Sorge für die Fremdlinge geht aber noch weiter; sie werden von den Ameisen auch gefüttert, und es scheint, als ob die Käfer gar nicht imstande wären, selbständig Nahrung aufzunehmen. Neuerdings hat man allerdings beobachtet, wie sie gemeinsam mit ihren Pflegern an einem toten Wurm fraßen. Doch steht diese Beobachtung noch zu vereinzelt da, als daß man daraus eine allgemeine Schlussfolgerung ziehen könnte. Dester dagegen wurde folgender Vorgang beobachtet. Wenn sich eine Ameise, die sich eben satt gegessen oder getrunken hatte, einem Gast begegnete, so begann sie alsbald mit der Fütterung desselben, indem sie ihren geöffneten Mund dem gleichfalls offenen Munde des Käfers zuwandte und diesem von der soeben genossenen Nahrung abgab, welche von diesem gierig aufgenommen wurde. Die Pfleglinge sind gegen ihre Wohltäter aber nicht undankbar, sondern revanchieren sich durch entsprechende Gegenleistungen. Gönnt sich einmal die Ameise eine Ruhepause in ihrer Arbeit, so pflegt sie zunächst ihren Körper einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Mit Fühlern und Fäßen bearbeitet sie ihn nach allen Richtungen hin, kratzt und schabt, bis sie sich nach ihren Begriffen eines untadeligen Keupers erfreut. Manche Stellen ihres Körpers vermag sie aber weder mit den Fühlern noch mit den Fäßen zu erreichen, sie kommen also bei der Säuberung schlecht weg, wenn

nicht der Keulenläufer helfend eingreife. Er setzt die begonnene Reinigung fort, indem er den Rücken der sich vollständig ruhig verhaltenden Ameise besteigt und von oben herab kräftig darauf loshüpfet und wäscht; hat er dann auch den Körperseiten seine Aufmerksamkeit zugewandt, tut er sich von dannen, um einer zweiten und dritten Ameise den gleichen Dienst zu erweisen. Dem Verfasser hat die Beobachtung dieses Reinigungsprozesses, der sich unter Zuhilfenahme einer guten Lupe leicht verfolgen läßt, stets das größte Vergnügen bereitet. So verstehen die Keulenläufer gewissermaßen Kammerdienerdienste bei den Ameisen und das wunderbare Verhältnis der beiden so verschiedenartigen Insekten zu einander wäre wenigstens in etwas aufgklärt. Doch es kommt noch ein weiteres und wichtigeres Moment hinzu. Die Keulenläufer besitzen nämlich an den hinteren Enden der Flügeldecke dicke gelbe Haarbüschel. Nun kann man häufig beobachten, wie die Ameisen dieselben mittels ihrer Kiefer umfallen und aussaugen, außerdem das Grübchen auf dem Rücken gründlich auslecken. Die Haarbüschel wie das Grübchen sondern nämlich eine flüssige Substanz ab, welche den Ameisen scheinbar sehr willkommen ist, und wie sich die kleinen Gourmands die Honigabsaugung der Blattläuse wohl schmecken lassen, lecken sie auch nach dem Sekret der Käfer.

Die beiden anderen echten Ameisengäste gehören in die Käfergruppe der Kurzflügler, so genannt wegen der nur angegedeuteten Flügeldecken. Diese Flügelstummel ermöglichen den Tieren, den schmalen Hinterleib nach oben zu krümmen, in welcher Stellung sie einen ganz gefährlichen Eindruck machen — Schaden vermögen sie aber keinem Wesen zuzufügen. Den Unterschied zwischen Ateles und Lomechusa zu finden, ist schon schwieriger, und wir verzichten deshalb lieber auf die Angabe der Merkmale, zumal uns nichts ferner liegt, als mit dieser Mitteilung wissenschaftliche Zoologie zu treiben. Es möge genügen, die Größenverhältnisse anzugeben: Lomechusa wird mindestens fünf Millimeter lang, während Ateles vier Millimeter nur selten überschreitet. Wie der Keulenläufer betrifft der Färbung mit seinen Wirten übereinstimmt, so auch diese Arten; sie sehen rotbraun aus.

Ateles lebt in den Nestern der roten Ameise (*Myrmica laevinodis*). Lomechusa nimmt die Gastfreundschaft der größeren, blutroten Raubameise (*Formica sanguinea*) in Anspruch. Auch bei diesen Käfern ist beobachtet worden, daß sie von ihren Wirten gespeist werden. Ferner scheinen auch sie durch zärtliches Streicheln mit den Fühlern um Futter zu betteln, das ihnen von den willfährigen Ameisen ohne weiteres gegeben wird. Bei Ateles hat man außerdem beobachtet, wie ein soeben gefüttertes Individuum einem ihm begegnenden seiner Art von der empfangenen Speise abgab. Wie die Keulenläufer in den Hinterrändern der Flügeldecken, so besitzen diese Arten an den Hinterrändern der Körperlinge gelbliche Haarbüschel, welche gleichfalls ein den Ameisen genehmtes Sekret absondern, weshalb sie die Büschel oft gierig durch den Mund ziehen.

Die Larven dieser beiden Käferarten sind den Larven der Ameisen, bei denen sie leben, zum Verwechseln ähnlich. Wie diese sind sie süßlos und vermögen sich deshalb nicht selbständig fortzubewegen, ebenso wenig Nahrung aufzusuchen. Da treten wieder ihre Wirte ein, welche sich der Larven und Puppen mit der gleichen Sorgfalt annehmen, wie der Käfer. Die Puppen unterscheiden sich von denen der Ameisen insofern, als sie stets freie Puppen sind, d. h. solche, bei denen die Gestalt und die Teile des Insekts schon in der Puppenhülle zu erkennen sind, während die Ameisenpuppen in ein einem Geleim ruhen. Dieser Unterschied bedingt eine weitere wichtige Folge. Wie bekannt, betten die Ameisen ihre Puppen je nach den Witterungsverhältnissen um. Jeder hat beim Umwenden eines Feldsteines, unter dem sich eine Ameisenkolonie angesiedelt hatte, wohl schon beobachtet, wie die gestörten Tierchen schnell die Puppen erfassen und nach dem inneren Bau tragen. In derselben Weise verfahren sie mit den Käferlarven. Diese aber vermögen bei dem Mangel einer festen Körperhülle das häufige Drücken und Umbetten schlecht zu vertragen und gehen deshalb leicht zu Grunde. Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Ameisenläufer stets nur vereinzelt in den Nestern vorkommen und man häufig annehmen kann, daß nur jene Käferlarven bzw. Puppen zur Entwicklung gelangen, die von den Ameisen übersehen worden sind. Diese interessante Tatsache beweist, daß von einer absoluten Vollkommenheit in der Natur auch im kleinsten durchaus nicht die Rede sein kann.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Wortbildungen bei deutschen Tiernamen. Es ist interessant, einmal darüber nachzudenken, wie z. B. die Stimme der Tiere, besonders der Vögel, nicht unbeachtet geblieben ist und bei Schaffung der Tiernamen eine Rolle gespielt hat. Vogelnamen wie Uhu, Krähe, Amdud, Ribi, Pirol, Glucke, Godel (Gidel, Gidel) lassen zum Teil auf den ersten Blick erkennen, daß man es hier mit onomatopoeischen (lautmalenden) Bildungen zu tun hat. Der dumpfe Auf des Uhus, der fröhliche, unermüdet wiederholte Auf des Kuckucks, die starke störende Stimme des männlichen Pirols, der Lockruf des Finken, das „Aiwit“

des Ribies kommen ganz vorzüglich zur Nachahmung. Auch Krähe verleugnet nicht die „krächende Stimme“ und die Kinder- bzw. Hausprache besitzt in Godel (Gidel, Gidel) glücklich gebildete Schallwörter für den Haushahn; ebenso ist Glucke für die Bruthenne eine von dem Laut des Tieres ausgehende Bildung. Auch die Namen Gule (ahd. *Awila*, mhd. *iuwe*, *iuwel*) und Zeißig (mhd. *zisec*, *zise*) dürften derartige Bildungen sein. Schwieriger als bei diesen Namen läßt sich die ursprüngliche Beziehung auf die Stimme bzw. auf die von Tieren hervorgerufenen Töne bei den nachfolgenden Tierbezeichnungen erkennen. Zwar dürfte diese Bemerkung am wenigsten gelten für die Grille, in deren Namen das „grelle“ Zirpen dieses Tierchens höchst zum Ausdruck kommt, wohl aber für Bremse und Drohne. Drohne ist jedoch tatsächlich nichts weiter als das „summende Tier“, denn das Wort ist gleichen Stammes wie dröhnen; und Bremse kommt von der Wurzel „brem“, die in „brummen“ steckt. Auch in Hummel und Hornisse erblickt die Sprachforschung Bildungen nach dem summenden Ton der Tiere: Hummel wird abgeleitet von mhd. *hummun* = summen; für Hornisse dagegen läge es nahe, an einen Zusammenhang mit Horn zu denken. Noch schwieriger aber dürfte es schließlich sein, in den Wörtern Wachtel, Schwan, Nachtigall, Hahn und Trutzhahn eine Beziehung zur Stimme zu finden. Wachtel beruht auf ahd. *quastela*, *wahtala*, das wieder als lautmalendes Wort anzusehen ist; Schwan wird zur Sanstrittwurzel *swan* = rauschen, tönen gestellt und wurde ursprünglich nur auf den Singhschwanz bezogen. Nachtigall ist eigentlich die „Nachtfängerin“, denn gall stammt aus dem altgermanischen *galan* = singen. Während das einfache „Hahn“ als Rufer, Sänger gedeutet und mit lateinischem *can-ero* = singen in Verbindung gebracht wird, soll „Trut“ in Trutzhahn die tollende Stimme des Tieres bezeichnen.

Aus dem Pflanzenreich.

Der Safran. „Safran macht die Kuchen gelb“ — heißt es in einem alten Kinderreim. Aber nicht nur zum Färben der Kuchen, auch für manche andere Speise wird der Safran als Färbemittel benutzt. Und sonst hat die Hausfrau für den Safran mannigfache Verwendung als Gewürz. Höher noch als jetzt schätzte man den Safran in früheren Zeiten; heute nutzt man an seiner Stelle vielfach billigere Ersatzmittel. Im Morgenlande ist sein Gebrauch noch heute häufig, wo man ihn immer noch als Arzneimittel benutzt.

Der Safran ist eine lose Masse leichtzulammenhängender Fäden von fettiger Substanz; die Farbe ist braunrot. Er riecht intensiv, fast betäubend, schmeckt bitter und zieht leicht Feuchtigkeit an sich. Seine Hauptbestandteile sind das Safranöl, woher sein Färbungsvermögen rührt, und das Safranöl, um dessentwegen er als Gewürz geschätzt wird. Er besteht aus den Narben einer Zwiebelspalte, Safran oder *Orocus sativus* genannt. Diese Pflanze ist eine Verwandte von jener Zwiebelspalte, die wir unter dem Namen *Krokus* als ersten Frühlingsblüher in unseren Gärten so sehr schätzen. Die Narben werden gesammelt. Jede Pflanze bringt nur eine, höchstens zwei Blüten hervor, und erst 70—80 000 Blüten liefern ein Kilo Safran.

Der meiste Safran wird gegenwärtig in Spanien gewonnen. (Etwa 45 000 Kilogramm jährlich.) Am höchsten geschätzt ist jedoch der Safran aus Niederösterreich. Hier wird aber die Produktion nur im Kleinen betrieben, sie ist deshalb auch nicht bedeutend. Am wenigsten gilt der englische und der türkische Safran. Bei seinem groben Werte ist es verständlich, daß Safran mit allerlei Surrogaten verfälscht wird.

Die Safranzpflanze ist heimisch im Orient und im südlichen Europa. Ihr Ahdau in Niederösterreich, Hauptort ist Maisau, erfolgt in kleinen Gärten mit lehmigen Untergrund. Drei Jahr bleiben die Pflanzen an Ort und Stelle, dann wird der Platz gewechselt; erst nach einer Reihe von Jahren wird an der gleichen Stelle wieder Safran gebaut. Die Anpflanzung erfolgt mit jungen Brutzwiebeln, die im ersten Jahre nur eine geringe Ernte bringen.

Die Blumen müssen frühmorgens, bevor noch die Sonne die Kronblätter auseinanderreibt, gesammelt werden. Zu Hause erfolgt dann das Auslösen der Narben (die Narben bilden die obersten Teile des Stempels, des weiblichen Fortpflanzungsorgans), die morgens gesammelten Blumen müssen noch am gleichen Tage ihrer Narben beraubt werden, da diese leicht faulen, zumal wenn die Blumen, was weitaus der Fall ist, vom Tau noch feucht sind.

Am folgenden Tage wird der Safran auf Roggahaarsieben über gelindem Feuer gedörrt. Dann kommt er in eine Schachtel, die gut verschlossen wird. Kurze Zeit darauf dringt aus der Masse das Öl aus, dann wird der Safran in glasierten Töpfen zusammengedrückt, die mit Schweinsblasen verbunden werden. So ist er für den Handel fertig. Aufbewahrt werden die Töpfe auf dem Schüttboden in Roggen oder Weizen, wofolbst der Safran sich sehr gut hält.

Wer Safran verkaufen will, streut Safranblätter vor sein Haus, dann finden sich die Käufer ein. Oder der Verkäufer bezieht Ende Oktober den Markt in Krems, wofolbst die Safranhändler von weit und breit zusammenkommen.

Der Blumenstiel fällt in den Herbst, er dauert je nach der Witterung oft 2 bis 3 Wochen, ist manchmal aber auch schon in 4 bis 5 Tagen vorüber. Da heißt es natürlich fleißig zugreifen, soll nichts umkommen. In zwei Erntejahren gewinnt man von 1 Hektar 17 bis 30 Kilogramm Narben.